

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Teils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist als die der Deutschen . . . Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr wert als jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselfstucht hervorwinden können. . . .

Heinrich Heine.

Als Vater lebte und starb.

Von Max Barthel

Wenn der Wanderer nach langen Jahren wieder einmal die Wege der Kindheit geht, bleibt er mitten im Wandern erstaunt stehen. In seiner Erinnerung wuchsen wilde Berge, brüteten dumpfe Täler, endlos dehnten sich damals die Wege und in den schwarzen Wäldern sah das Grausen. Nun aber sind die Berge sanfte Hügel geworden, die Täler blühend, die Wälder lieblich. Die Landschaft, die seine Kinderseele mit Grausen füllte liegt jetzt gebündigt zu seinen Füßen, weiße Wolken schwimmen im Himmel, schwellende Segel, die sein Boot neuen Küsten zutreiben.

Wir waren erwachsen und gingen im Gespräch noch einmal die Wege der Kindheit. Das waren die alten, dunklen Wege: Arbeit und Kampf um den Bissen Brot, das dumpfe Tal: verstümmelte Kindheit, der Wald: schwarze Arbeit, aber schon leuchteten die Sterne: Passet uns hoffen und: Trohalletedem der stürmischen Jugend.

Der eine Kamerad war ein Schübling, der in Nizza aufgegriffen war und nun über G'nua, Neapel und Brindisi nach Triest in seine Heimat abgeschoben wurde. Er war jung, kaum achtzehn Jahre alt, hoch aufgeschossen, mit verbittertem Mund und struppigem Haar, das nach allen Himmelsrichtungen wirbelte, große Arbeiteräufste, die seine Hand quetschten, wenn der Kamerad dich begrüßte.

Der Sturm hob und senkte das Schiff, einen alten Lastdampfer, der auf der nachgrünen Flut tanzte. Wir konnten nicht schlafen und standen am Heck des Schiffes in der unendlichen brausenden Wüste des Meeres, ergriffen und begeistert von der Gewalt der sich brechenden Wellen, die Täler und Berge bauten und phosphorn aufglühten.

„Nizza ist schön,“ begann der Schübling, „die Riviera ist ein blühender Garten, aber hinter den Sandstreichern sind sie scharf her. Mit Hundstuden werden nachts die Gebüsche abgefucht. Mich haben sie so gefunden. Wenn dich die Polizei in den Händen hat, bist du verloren. Sie machen kurzen Prozeß. Ich sah vier Wochen wegen Bagabundage und wurde dann abgeschoben.“

„Was willst du tun?“ fragte ich, „in Triest werden sie dich greifen und ins Arbeitshaus stecken.“

„Weiß ich, mein Lieber,“ antwortete er, „aber in Brindisi baue ich ab, verbüße, mache mich unsichtbar. Mein Lehrer hat mir immer prophezeit, daß ich einmal am Galgen enden werde.“

Jonas, mein Wanderkamerad, lachte. „Tröste dich, ich soll ja auch einmal im Zuchthaus enden. Die Lehrer sind böse Propheten, mein Lieber. Erzähle, warum du an den Galgen sollst.“

„Das ist bald erzählt,“ antwortete der andere, „wir waren arm, darum also. Einmal wurde in der Schule eine Statistik nach den Berufen unserer Väter angelegt. Die Väter der anderen Kinder arbeiteten im Kontor, in der Fabrik, sie waren Gärtnereibesitzer, Großbauern, Schulleute oder Beamte. Nur mein Vater war nichts. Er war ein lungenkranker, arbeitsloser Steinmetz, dem der seine Sandstoub die Lunge zerfressen hatte. Also: „Wo arbeitet dein Vater?“ fragte der Lehrer. „Mein Vater sucht Arbeit,“ antwortete ich. „Womit?“ fragte der Lehrer, der mich nicht liebte, „mit dem Opernglas oder mit dem Schubkarren?“ Die Kinder lachten herzlos. Ich, voll Scham und Mut, antwortete: „Mit seiner zerfressenen Lunge, Herr Lehrer!“

„Und da wünschte er dich an den Galgen?“ fragte Jonas.

„Da wünschte er mir den Galgen!“ antwortete der Schübling.

„Seht,“ fuhr er fort, „so ist das Leben. Als ich aus der Schule kam, starb mein Vater. Da lief ich davon, schwärmte bis an die Riviera, und da haben sie mich gefaßt. Nun gut, wir lassen uns nicht unterkriegen, wir haben eine dicke, geduldige Haut, aber in einem hatte der Lehrer doch recht! Schubkarren und Opernglas! Da fährt der Arme und Kranke auf einem Karren sein Elend durch die Stadt, die zerfressene Lunge, die großen Enttäuschungen des Lebens, das kleine Bündel Hoffnung, den großen Paßen schmerzlichen Verzicht. Da aber ist der reiche Mann, der Satt und Gesunde, der Sichere, der Lächelnde, er hat alles, er hört alles, er sieht alles, und was seinem scharfen Raubtierblick dennoch entgehen sollte, er findet es trotzdem, denn er hat die schärfsten Gläser der Welt, denen nichts verborgen bleibt: Zeit und Geld.“

Der Himmel hatte sich verfinstert, der Sturm saulte und heulte, wild tanzte das Schiff. Für Sekunden blickte das Leuchtfeuer der nahen Küste geisterhaft auf wie ein weißbrennendes Auge, das übermächtig nach seinen Freunden ausblickt und unermüdet brennt und wartet.

„Ich will erzählen,“ begann Jonas, „warum mir das Zuchthaus prophezeit wurde. Es ist auch so eine Geschichte wie die deine, Kamerad, sinnlos, episodisch, die einen aber durch das ganze Leben verfolgt und die Ursache für hundert Begebenheiten wird oder werden kann, die unbarmherzig in manches Leben eingreift und Schicksale beschwört.“

Meine größte, heftigste Kindersehnsucht war, einmal nicht mehr in Lumpen und gestickten Kleidern herumzulaufen, ich malte mir aus, am Morgen aufzustehen, auch innerlich ein neuer Mensch mit einem Lied oder einer goldenen Traumerinnerung zu erwachen — es gibt solche Morgen, in denen du die Welt verklärt vor dir liegen siehst —, also aufzustehen, die alten Lumpen mit spitzen Fingern anzufassen und in das Feuer zu werfen, singend dabei, eine unbekannt Melodie geht dir immer durch das Herz, und nun ziehst du neue Kleider an. Das Herd duftet nach Sonne und Wind, die Schuhe knarren und riechen nach jungen Pferden, die Strümpfe schmeicheln sich um deine Füße, der Anzug macht dich nachdenklich und feierlich, so schön ist er. Und immer geht dir die summende Honigmelodie durchs Herz. Ich habe mir das hundertmal, tausendmal ausgedacht, wenn ich im letzten Traum lag und der Tag sich entschleierte. Aber ich bekam nie neue Kleider.

Eine Tante schickte einmal getragene Kleider, die für ihre Kinder zu schlecht, für uns aber zu schön waren; für mich war ein Anzug dabei, nicht schlecht, nicht gut, aber der beste in meinem Leben, mit dem ich stolz zur Schule wanderte. Der Lehrer — es gibt immer einen Schüler in der Klasse, der den Haß des Lehrers zu tragen hat — der Lehrer also höhnte: „Nun, Jonas, ihr habt wohl geerbt?“ Ich las damals schon die Arbeiterzeitungen und sagte: „Nein, Herr Lehrer, geerbt haben wir nicht, aber enterbt sind wir.“ Er machte ein verdühtes Gesicht. „Wie? enterbt?“ Er wußte ganz genau, was ich meinte. Ich blieb stumm. „Nun, willst du antworten?“ drohte er. „Weil wir arm sind,“ sagte ich tapfer und sah ihn an.“ Jonas schwieg und sah auf das weiße Licht des Leuchtfeuers, das suchend über die aufgewiegeltten Bogen ging.

„Weiter,“ sagte der Schübling, „weiter.“

„Was weiter? Das ist alles. Der Lehrer prophezeite mir das Zuchthaus, weil ich so frech geantwortet hatte.“

„Ich habe an der Riviera alte Männer gesehen,“ begann der Schübling von neuem, „die siebzig, achtzig und noch mehr Jahre alt waren. Ich denke an meinen Vater, der vierzigjährig an der Schwindsucht starb. Die Brücken, die er baute, blieben bestehen, als er zusammenbrach, die Häuser stürzten nicht ein, die Maschinen in den Fabriken liefen weiter, wohl ging die Sonne jeden Abend unter, aber sie stand immer wieder von neuem auf. Ich war vierzehn Jahre alt, als mein Vater starb. Arbeiterkinder reifen früh, ich hatte viel gelesen, aber einen Toten hatte ich noch nicht gesehen.“

Mein Vater starb auf dem Bett der armen Leute, keiner kam, der ihm biende und die Schmerzen linderte. Er lag ruhelos und leuchtend, den Tod vor Augen, in der einsamen Kammer, er schickte

uns von seinem Lager, er wollte einsam sterben wie ein Tier, das sich in die blaue Wildnis der Wälder vertrieht und das Ende herantäuschend hört wie den dunklen Donner in den unruhigen Wipfeln des Waldes.

Ehe er aber starb, blühte er noch einmal auf. Er ging im Zimmer umher, die eingefallene Brust voll neuen Mut, der Hunger nach Leben brannte in ihm, er schwärmte vom Frühling, der ihn ganz gesund machen würde, er erzählte von seiner Wanderschaft in das barbarische Rußland hinein, von den sternüberfühten Nächten in der Steppe, wo das Gras mannshoch wächst und der Blumen Duft in schweren Wolken über die Erde weht. Als aber der Herbst mit seinen Regenschauern einsetzte, legte der kranke Mann sich wieder auf das Fohrtbett und löschte aus. In der ersten Herbstnacht starb er.

Als mein Vater starb, wußte ich noch nicht, daß der Tod so besessend sein kann. Wir weinten und schrien, als der Tote mit wächsernem Gesicht und erstarrten, stauenden Augen nach der Zimmerdecke sah und den Mund ein wenig ungläubig verzogen hatte.

Das Begräbnis war die übliche pompöse und kalte Technik. Der Pfarrer, gesund, dick und rot, sprach über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge in sonderbarer Eile, als dürfe er eine wichtige Besprechung nicht veräumen. Nach dem „Amen“ drückte er jedem von uns die Hand, sah uns aus schwarzen, feuchten Augen an und verschwand.

Der Schwarm der Trauernden belagerte unsere Stuben. Auf den Tischen standen wundervolle Speisen, die wir früher niemals gegessen hatten. Wir setzten uns zum Totenmahl und aßen und sprachen mit gedämpfter Stimme. Die Mutter stand mit verweinten Augen vom Tisch auf, schluchzte und stieß in die Kammer, wo der Vater gestorben war. Sie ging an sein Bett und streichelte es. Als sie wieder an den Tisch kam, erzählte sie mit verätselter Stimme, in der Sterbenacht habe der Hahn dreimal laut gekräht, auch die Uhr sei stehen geblieben.

Ja, der Tod zeigt sich an. Hundert Geschichten gingen krumm und verbückt durch die Stube. Als der Maurer Boom starb, fiel ein Bild von der Wand, und sein Sohn, der als Matrose in Yokohama abgehauert hatte, hörte „Johann“ rufen und fuhr auf dem nächsten Schiff nach Hamburg. Die Witwe Berner lag im Sterben. Ihre Tochter war in Berlin verheiratet. Jahrelang hatte sie nicht geschrieben, kein Sterbenswürtseln, aber in der letzten Stunde der Mutter kam sie heim. Die Witwe streichelte ihr Haar und sagte: „Ich wußte, daß du kommst, Gertrud, ich habe dich herbeigerufen, nun kann ich sterben.“ Und sie starb.

Wir hörten schauernd auf die dunklen Geschichten und ängstigten uns. Als die Verwandtschaft auseinanderging, sagte eine alte Tante: „Weißt du, Schwester, ich will dir nicht wehe tun, aber du kannst eigentlich froh sein, daß Vater gestorben ist, er ist zuletzt doch nur ein unnützer Eßer gewesen.“ Die Mutter schluchzte: „Aber Schwester!“ und heulte laut auf.

Sonja, der die ganze Zeit in die Wellenberge gestarrt hatte, sagte plötzlich laut „Gute Nacht“ und ging ins Zwischendeck. Wir sahen uns an, wurden verstimmt und verlegen, denn auf einer Meeresfahrt sollte man von anderen Dingen reden als von grauer, drückender Minderheit und sterbenden Vätern. Der Sturm hatte auch nachgelassen, und durch die treibenden Wolken schlenen die Sterne. Der Morgen war nicht mehr fern, schon zuckte der östliche Himmel.

(Aus der Max-Booths-Novellenammlung „Das vergittete Land“, Verlag Hoffmann u. Campe, Hamburg-Berlin).

Deutschlands Zukunft: Die Steppe?

Von Dr. Karl Mischke.

Wie sehr alle Kultur von den materiellen Dingen abhängig ist, hat uns der Weltkrieg mit seinen Nahrungsorgen wohl zur Genüge zu Gemüte geführt. Da diese Not leider noch lange nicht beseitigt ist, ergeht fortgesetzt von allen Seiten der Ruf nach intensiver Ausnutzung unserer Bodenschätze und nach möglicher Ausdehnung der Anbaufläche für Brotgetreide. Es wird Wald abgeholzt, Moore werden ausgetrocknet, es soll gesiebt werden. Daß diese Bestrebungen aber ihr Bedenkliches, zum mindesten eine Schattenseite haben, darauf lenkt jetzt die Aufmerksamkeit der Greifswalder Geologe Professor Otto Jaekel. In einer kleinen soeben erschienenen Schrift über „Die Gefahren der Entwässerung unseres Landes“ betrachtet er das Aufblühen und die Zukunft der deutschen Landwirtschaft von einem Gesichtspunkte, der wenigstens in weiteren Kreisen noch ziemlich neu sein dürfte.

Jaekel vertritt die Ansicht, daß die deutschen Grundwasserhältnisse, auf denen die Luftfeuchtigkeit, die Regenbildung und somit der Ackerbau beruhen, durchaus kein zuverlässiges System darstellen. Das wäre der Fall, wenn Verdunstung und Regenfall sich ständig ausgleichen und in Wechselwirkung träten, unterstützt vielleicht durch regenbringende Westwinde, die ihren Weg über den Ozean genommen haben. Aber in der Tat zehren wir, ohne daß wir kurzlebigen Menschen es wissen, noch immer von den kolossalen Wasserüberschüssen des Diluviums, der Eiszeit. Als die mächtigen Gletscher, die 500 bis 1000 Meter hoch die norddeutsche Tiefebene bedeckten, abschmolzen, bildeten sich jene breiten Urstromtäler, die wir noch

heute feststellen können. Die Flüsse, die jetzt unser Land bewässern, sind nur zwerghafte Reste von jenen gewaltigen Strömen. Größer als heute waren auch, wie die vorhandenen Uferlinien zeigen, die Seen. Mecklenburg und wohl auch Pommern bestanden noch zur Bronzezeit, also etwa 1000 v. Chr., aus einzelnen Inseln. Kurz, es war viel mehr Wasser im Lande. Das ging nachweisbar bis in historische Zeiten. Der bekannte Seeräuber Störtebeker drang mit seinen Seeschiffen noch in die pommerschen Küstenflüsse ein, die also erheblich breiter gewesen sein müssen. Stadt- und Burganlagen lassen deutlich erkennen, daß diese Siedlungen, vor allem die der Wendenzeit, auf Inseln lagen, von Seen oder mindestens Mooren schützend umgeben; jetzt sieht man da aber Wiesen und Acker.

Das Wasser ist also bei uns immer weniger geworden. Daraus ergibt sich, daß wir der Gefahr entgegengehen, daß unser Land einmal ganz austrocknet, daß Deutschland sich in eine Steppe verwandelt, wie es mit den von Grünwedel, Stein und Lecoc untersuchten Gebieten Zentralasiens, der Dsungarei usw. geschehen ist. Und leider läßt sich gar nicht genauer angeben, auf wieviel Jahrhunderte oder Jahrtausende wir noch rechnen dürften. Mit den „geologisch“ langen Zeiträumen können wir uns keinesfalls beruhigen. Die Möglichkeit einer zunehmenden Bodenkultur hat bei uns in durchaus historischer Zeit begonnen. In Niederdeutschland, in den zuletzt vereist gewesenen Teilen des Landes, beginnt diese Zeit überhaupt erst um 1200 n. Chr., also tausend Jahre später als im Rheinland. Bis dahin hatten die Klimaverhältnisse noch so unter dem Einflusse des zu vielen Wassers gestanden, daß an viel Ackerbau nicht zu denken war. Breite Flüsse, große Seen, weite Moore, mächtige Wälder — daher Jagd und Fischerei; aber nur wenige trockene Kuppen dazwischen für Hausbau und Pflanzung. Das wurde dann allmählich durch den natürlichen Verlauf besser. Erst in den letzten drei Jahrhunderten sind unsere nördlichsten, vom Eise zuletzt verlassenen Provinzen, Pommern und Preußen, auch Posen, einer höheren Bewirtschaftung zugänglich geworden und haben sich zu Nährkammern Deutschlands entwickelt. So rückt die Agrarentwicklung Deutschlands, speziell Ostdeutschlands, unerwarteterweise in eine kosmische Beleuchtung. Wir waren aus der Zeit schädlichen Wasserüberschusses in eine Periode eingetreten, die die günstigsten Bedingungen schuf, in ein sogenanntes „Optimum“ der Wasserversorgung.

In einer solchen Zeit schadet es auch nicht, wenn der Mensch, ohne den Zusammenhang zu ahnen, dem Willen der Naturkräfte nachhakt. Wir wissen aus der Geschichte, daß seit den Tagen Friedrichs II. in Preußen ungemein viel melioriert worden ist. Das berühmteste, allen aus der Schule geläufige Beispiel ist der Oderbruch, die im Frieden eroberte Provinz. Aber das ist nur ein Fall. Überall hat der Staat, haben nachher auch private Landbesitzer eingegriffen, um feuchte Wiesen, mit denen sie nichts anzufangen konnten, in trockene zu verwandeln. Überall sind die Flüsse reguliert und kanalisiert worden, so daß sie jetzt viel gerader und schneller dem Meere zufließen, überall sind die toten Seitenarme zugeschüttet worden, und ebenso sind viele Seen verschwunden. Die Schifffahrt hatte gewiß Vorteil davon, aber das dem Lande mit Bescheunigung entzogene Wasser konnte seine natürliche Funktion, unterwegs Land und Luft zu durchfeuchten, nicht mehr ausüben. Die Folge ist eine ganz unvermeidliche Senkung des Grundwasserspiegels. Nach Mitteilung des Ingenieurs Nuppen in Greifswald hat sich der Wasserstand der märkischen Flüsse und Kanäle in den letzten Jahren um 5 bis 8 Zentimeter gesenkt. Allerdings hat der vergangene nasse Sommer, der in diesem Jahre erst noch eine Fortsetzung finden wird, wieder stark aufgefüllt, aber das ist eine vorübergehende Erscheinung, es folgen auch wieder trockene Jahre.

Austrocknungen von Mooren haben schon nachweislich, z. B. bei Anklam, benachbarte Wälder zum Eingehen gebracht. Die in der letzten Zeit rapide erfolgenden Abholzungen rauben dem Lande einen anderen Regulator seiner Feuchtigkeit. Wir können das endgültige Ergebnis der natürlichen Austrocknung Norddeutschlands nicht ändern, aber wir können es durch gewalttätige Eingriffe beschleunigen. Jaekel meint, natürlich vorbehaltlich genauerer Feststellungen, daß möglicherweise schon in hundert Jahren unser Boden so ausgetrocknet sein kann, daß die alljährliche schon jetzt stellenweise mäßige Regenmenge nicht mehr ausreicht. Dann wird der Regen immer mehr abnehmen, und unsere Ernten werden sinken. Norddeutschland wird dann zur Steppe, wie es schon andere Kulturländer geworden sind. Die Grundlaxen kräftiger Staatenbildung werden immer fraglicher. Die Folgen des Verlaisses Vertrauens, den wir heute für das größte Uebel halten, werden nichts bedeuten gegen die Katastrophe, die dann Preußen und Deutschland bevorsteht. Das Unalück ließe sich aber durch den Ausbau einer neuen Wasserwirtschaft, deren Grundlaxen freilich erst zu finden wären, möglicherweise um ein oder zwei Jahrtausende hinauschieben, und das wäre schon etwas, was der Mühe lohnte.

Eine Frau unter den Kopfsägern.

„Unter den Kopfsägern von Formosa“ betitelt sich ein Werk von Janat B. Montgomerie McGovern, das vor kurzem in London erschienen ist. Es ist ein Werk, reich an abenteuerlichen Erlebnissen und an wissenschaftlichen Beobachtungen, ließ sich wie ein graufamer und doch zugleich idyllischer Roman. Frau McGovern erschien unter der Urbevölkerung Formosas als eine Göttin. Durch einen Schiffbruch wurde sie an diese Küste verschlagen, und sie trat das Land sitzend auf dem Rücken eines Häuptlings der Kopfsäger. Er brachte die erste weiße Frau zu seinem Stamm, wie er und die

Seinen je sahen. Kein Wunder, daß sie diesen Eingeborenen des Südens als eine Meeressäugerin ersahen, zumal die Wesen in der Vorstellung der Kopfsäger von Formosa als erhabene und mächtige Wesen fortleben, eine Erinnerung an das „goldene Zeitalter der Inel“, das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter der holländischen Schutzherrschaft bestand. Damals sind sie gut behandelt worden, und so hat sich eine Ueberlieferung unter ihnen erhalten, nach der die Gister der „großen weißen Väter von einst“ einmal wiederkehren würden. Bei einem Volk, bei dem das Mutterrecht gilt, konnte es nicht verwundern, daß der Geist eines solchen guten Holländers in Gestalt einer Frau zu den Menschen herabstieg. Die Kopfsäger haben nach dieser kurzen Herrschaft der Holländer ein trauriges Schicksal gehabt. Die belgische Herrschaft am Kongo, die wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt ist, erscheint ihnen freundlich und gefühlvoll verglichen mit der Art, in der die Chinesen auf Formosa wüteten. Sie waren, wie die Verfasserin erzählt, von einer geradezu ungläublichen Grausamkeit, brängten durch Niedermegeln, dann wieder durch List und Betrug die Eingeborenen in die Gebirge des Inneren zurück oder beschränkten sie, wie es heute die Japaner tun, auf die unfruchtbare, schlechtbewässerte Meeresküste, während sie als die Herren sich das beste und fruchtbarste Land sicherten. Die Japaner folgten den Chinesen in der Herrschaft auf Formosa nach dem chinesisch-japanischen Krieg 1895, aber den Leuten der Insel geht es deshalb nicht besser, und sie sind heute ein armes, elendes Völkchen, das viel mehr Mitleid als Ehr den einflößen kann.

Frau McGovern. Die lange Zeit unter den Formosanern lebte, hat sich in diese Kopfsäger geradezu verliebt. Die furchtbare Sitte, nach der sie ihren Namen haben, erscheint in ihrer Darstellung ganz harmlos. Für den Eingeborenen von Formosa ist die Kopfsäge eine altgeheiligte Sitte, wie etwa für den mittellateinischen Adligen der Ritterschlag. Dieses Kopfschneiden ist durch strenge Gesetze geregelt und wird nach einem „Anstandstode“ ausgeübt, wie ihn der Gentleman zivilisierter Gebiete ähnlich besitzt. Aber die Leute von Formosa verstehen viel seltener gegen diese Gesetze als die ebendolländischen Gentleman. Das einfache und friedliche Leben der Kopfsäger steht in einem geradezu idealen Gegensatz zu dem vielfach schmutzigen und gemeinen Benehmen der Japaner, die sie beherrschen. Niemals fängt ein Eingeborener von Formosa mit seinen Stammesgefährten Streit an, niemals denkt er an Verrat, wie sehr er auch gereizt sein mag. Schloß und Riegel sind unter ihnen unbekannt, denn niemand stiehlt, und jeder ist mit dem zufrieden, was ihm die Allgemeinheit zubilligt. Als Frau McGovern ihren Wirten unsere wirtschaftlichen Verhältnisse auseinanderzusetzen versuchte, da verstanden sie sie nicht, denn es schien ihnen ganz unbegreiflich, wie einer mehr nehmen könne als der andere, es sei denn, daß der andere durch schlechtes Benehmen seinen Anteil verwirkt hätte. Was Menschenfreundlichkeit, Reinheit der Sitten, Wahrheit anb. langt, so kann es nach diesen Erfahrungen unsere vielgerühmte westliche Kultur auch nicht im geringsten mit dem Leben der Kopfsäger aufnehmen. Ehebindung ist ebenso unbekannt wie der Bruch eines Verlöbnisses, und Prostitution existiert hier nicht. Freilich wirkt die Photographie des „Schädelbergs“ in dem Dorf, in dem die Verfasserin wohnte, etwas unheimlich. Aber das ist nun einmal doch Sitte: kein Kopf, keine Frau. Der Jüngling muß sich seine Stellung in der Gemeinschaft, sein Recht auf Familie durch die Erlegung eines F. indes erobern, dem er nach einem ganz bestimmten Ritus den Kopf abschneidet. Aber diese Hauptstille der Eingeborenen ist stark im Abnehmen, ist ein verwindender Sport, und die Stämme sind bereits so weit, daß sie den Kopf eines Mannes durch den eines F. ers. Den glückliche Jäger eines Wildes genießt heute schon fast dieselben Ehren wie früher der Jäger eines Kopfes, und so schwindet diese Sitte mehr und mehr. . .

Stine Oltmanns.

Von Erna Büsing.

Stine Oltmanns hatte schon, bevor sie dreißig Jahre alt wurde, dicke weiße Strähnen in ihrem sonst pedschwarzen Haar. Sie hatte Mann und Kind in einer Woche verloren, und deshalb drückte das Herzleid ihrer Gestalt seinen Stempel auf. Der Mann blieb auf See, und das Kind starb an einer tödlichen Krankheit. Da froh der Kummer an ihrer Seele und etwas Schlafes kam in Stines gesunden Körper. Doch sie raffte sich auf, in bitterem Alleinsein kämpfte sie sich durch und legte sich schließlich klar und deutlich die Frage vor: „Soll es denn nur eine Vergangenheit für mich geben?“ Und ebenso klar und deutlich wußte sie die Antwort, und die lautete: „Nein.“ Stine begriff, du bist ein Teilchen der Allgemeinheit, sonderst du dich von ihr ab, beraubst du dich selbst, lebst du nur deinem Schmerz, wirst du zuletzt kalt und eigennützig. Gewinne jedem Tag seine Werte ab, erfreue Menschen, sie haben die Freude so nötig. Diese Beharrlichkeit im Freudemachenwollen, die Treue im Kleinen, die Ausnutzung dieser ewigen Kraft, die im Frauentum schlummert, wurde ihr Wegziel.

Stine Oltmanns lebte in einer kleinen Hafenstadt, die, je nach Windrichtung und Schiffsadungen, abwechselnd nach Teer und Häuten, Seifen, Heringen und Petroleum roch. Hellhörig und scharfsäugig ging sie durch diese Stadt, die angefüllt war von Gemütslichkeit und Klatsch, bürgerlichem Brausen und einem Aus-

tobenwollen der Lebensgier. Das Leid hatte Stine Oltmanns reifen und vorurteilsfrei werden lassen, ruhig ging sie ihren Weg und war im Bedarfsfall stets zur Stelle.

Immer hatte Stine zu tun. Da war z. B. die Kathrin. Die hatte ihre zwei Kinder genommen und war von ihrem Mann gegangen, weil er ein Säufer war. Jetzt hatte sie von einem anderen Mann ein Kind und arbeitete nun bei den Fischen. Die Kathrin war hart enttäuscht, ewig müde und daher schlampig geworden. Ihre drei Kinder liefen immer in schmutzigen Kleidern und zer-rissenen Strümpfen. Da nahm Stine Oltmanns Nadel, Faden und Stopfgarn und benährte und bestickte die Kinder. „Kathrin, ich nehme dir die Arbeit ab,“ sagte sie einfach und bestimmt. Kathrin ließ sie gewähren, aus Müdelein heraus, doch tat die Fürsorge und die Freundlichkeit ihr so wohl, und bald schlossen die beiden Frauen Freundschaft miteinander.

Stine Oltmanns kümmerte sich auch um das Dienstmädchen von Pastors. Das hatte früher einmal gestohlen und darum im Gefängnis gesessen. Nun hatten Pastors, ein Geistlicher muß doch stets die verzeihende Liebe verkörpern, es aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen. Sie trieben die Fürsorge gar so weit, daß sie das Dienstmädchen an den abendlichen Spaziergängen, die sie am Bollwerk zwischen Heringstonnen und Seifenkästen vollführten, teilnehmen ließen. Dabei ging der Herr Pastor stocksteif und schnauzgesichtig wie ein im Dienst ergrauter königlich preußischer Gefangenenaufseher, und die Frau Pastor war ganz von sich selbst gerührte Milde und verdrehte den Kopf wie ein Huhn, das eine falsche Schlußbewegung gemacht hat. Stine Oltmanns war von erstaunlicher Offenheit. Sie erklärte kurz und bündig, der ganze Kram passe ihr nicht, fuhr in die nächste Stadt, wo niemand das Mädchen kannte und suchte ihm dort bei verstehenden Leuten einen passenden Dienst.

Dem Kaufmann Graewe paßte sie auch auf die Finger. Der war ein Geizhals und ein unberrschter Mensch, der sich berechtigt fühlte, seine schlechte Laune immer an jemandem auszulassen. Als Opfer war aus Bequemlichkeits- und Gewohnheitsgründen meistens der Lehrling ausersehen. Stine Oltmanns trat für den mißhandelten Jungen ein. Und wenn Kaufmann Graewe wortreich von Erziehungsnotwendigkeiten usw. erzählte, stemmte Stine Oltmanns nur resolut die Arme in die Hüften. Der Kaufmann fürchtete Stine als Stück lebendige Deutlichkeit, er war zurückhaltender mit seinen schlagenden Beweisen und litt es zu guier Zeit, daß der Lehrling, weil der Junge noch im Wachsen war, sich täglich eine Stulle von Stine holte.

Für alle Menschen hatte Stine Oltmanns ein feines Verstehen. Da war die reiche Waldtraut, ein schwachbegabtes Kind, das durch die höhere Schule gequält wurde. Waldtrauts Mutter war ehrgeizig, wollte mit der Tochter glänzen, „Stech deine Nase in die Bücher“ waren nahezu ihre einzigen Worte für ihr Kind. Zum Spielen kam das überhaupt nicht. Damit es nicht abgelenkt wurde, schloß die Mutter sogar alle Spielsachen weg. Da kaufte Stine Oltmanns ein paar blecherne Kleinigkeiten, und Waldtraut stahl sich zuweilen heimlich von Haus, um mit und bei Stine zu spielen.

Als die große Not über die Menschen hereinbrach fand sie Stine ungedeugt. Die klagte nicht, doch mußte sie von ihren kleinen Freuden eine nach der anderen aufgeben. Gleich einer Schnecke verkroch sie sich in ihr Haus. Blödsinnig, ohne vorhergehende Krankheit, fand man Stine Oltmanns tot.

Vielen unverständenen Menschen in der kleinen Stadt ist es blödsinnig klar geworden, was Stine eigentlich für sie bedeutete. Der Arzt stellte Herzschlag fest, und über die Todesursache spricht man lebhaft hin und her. Keiner jedoch kommt darauf, daß Stine Oltmanns starb, weil sie nicht mehr schenken konnte.

Der Hauer.

Die breite Brust schweratmend hingestemmt,
hämmer er Schlag für Schlag die Eisensplöcke
in das Gestein, bis aus dem Sprung der Blöcke
Staub sprudelt und den Arieckgang überchwemmt.

Im schwanken Flackerlicht des Grubenlichts
blänkert der nackte Körper wie metallene;
Schweißtropfen stürzen, perlenrund im Fallen,
aus den weit offenen Poren des Gesichts.

Der Hauer summt ein dummes Lied zum Takt
des Hammers und zum Spiel der spitzen Eisen
und stoßt nur, wie von jähem Schreck gepackt,
wenn hinten weit im abgekauften Stollen
Sprengschüsse dumpf wie Donnerchläge rollen
und stoßt und läßt die Lampe dreimal krelsen.

Paul Jech.

(„Das schwarze Revier“, Mufacton-Verlag, München).

Wieviele Linkshänder gibt es? Die rechte Hand ist die Arbeitshand des Menschen, aber seit 2000 Jahren zerbrechen sich die Philosophen, Ärzte und sonstige Gelehrte den Kopf darüber, weshalb die Linke nicht ebenso gebraucht wird wie die Rechte. Dr. Deker stellt sehr lehrreiche Betrachtungen darüber im „Kosmos“ an. Man rechnet, daß ungefähr 98 Proz. Rechtshänder sind. Genau weiß man das nicht. Man sollte sagen, das wäre doch einfach festzustellen, man brauche nur die Rechten und die Linken abzuzählen. Indessen — so einfach liegt die Sache nicht. Es gibt viele Linkshänder, die durch den fortwährenden Zwang der Schule, der häuslichen Erziehung und mütterlichen Ermahnungen, und — um Verpotungen, Verdrießlichkeiten zu entgehen —, die ihnen sonst unbesagte rechte Hand zum Schreiben und zu allen Handierungen so ausgebildet haben, daß sie Rechtshänder geworden sind. Und sind doch von Hause aus Linkshänder! Bei plötzlichem Zufassen, zu ungewöhnter, ungewohnter Tätigkeit (Nadeln einstecken, Nagelanziehen) wird die Linke genommen. Diese scheinbaren Rechten machen die genaue Feststellung unmöglich. Es gibt Forscher, die dieser verdeckten Linkshändigkeit so eifrig nachgegangen sind, daß sie 28 Proz. Linkshänder gefunden haben wollen. Für gewöhnlich nimmt man nur 1—4 Proz. an. Jedenfalls ist also die Menschheit in der überwiegenden Mehrheit, fast ausschließlich, rechtshändig. Die Menschheit, das gilt zunächst von unserer gesamten jetzigen Kulturwelt. Alle Forscher geben übereinstimmend dieselben Zahlenverhältnisse bei allen Kulturvölkern an. Ob unter den Naturvölkern die Linkshändigkeit in einem höheren Maße vorkommt, ist nicht sicher. Bemerkenswert ist eine Mitteilung von Wilson Johnstone, daß man unter den Einwohnern von Pensilvanien 70 Proz. Linkshänder treffe. Diese Angabe wird indessen stark angezweifelt. Man findet bei vielen Naturvölkern sprachliche Ausdrücke, die beweisen, daß auch ihnen schon die rechte Hand bevorzugt erscheint.

Klimatische Paradoxa. Ein amerikanischer Gelehrter hat kürzlich darauf hingewiesen, daß die Südpolargegend der Erde, die vom Pol bis zum Polarkreis reicht, in der Zeit, wo sie Tag hat, von der Sonne mehr Wärme empfängt als ein gleich großes Stück in den Tropen. Das liegt in der Stellung der Erdoberfläche zur Sonne begründet. Zur Zeit der Winternachtsonne treffen die Sonnenstrahlen jene Region unter einem steileren Winkel als der Äquator. Ähnliche Eigenheiten zeigen sich aber auch in gemäßigten Breiten. In den Vereinigten Staaten, z. B. in Kansas und Nebraska, sind die Kornernten weit ergiebiger als in den Tropen. Die Wärmemenge beträgt allerdings nur 93 Proz. derjenigen, welche die Äquatorgegend erhält, aber der Unterschied der Tageslänge ist bedeutend. Am Äquator zählt der helle Tag 12 Stunden, in Philadelphia aber im Sommer 15 Stunden. Getreide braucht reichlich stetige Wärme. Die kürzeren Nächte der gemäßigten Zone kühlen sich nicht so stark ab wie die der heißen Zone. Eine Nacht in der Sahara ist kühler als eine Nacht in Italien, manchmal sogar als eine in Deutschland. Die Vereinigten Staaten sind deshalb im Getreidebau gegenüber den Tropen bevorzugt, ebenso aber auch, wie Professor Kaffner in Berlin mitteilt, gegenüber Europa, wo die Tage nicht länger, aber der Auffallwinkel der Sonnenstrahlen im Sommer und damit die eingestrahlte Wärmemenge kleiner sind.

Naturwissenschaft

Älteste Nutzpflanzen. Die spärlichen Altertumsfunde vermögen uns von den ältesten Nutz- und Kulturpflanzen der Menschheit kein genaues Bild zu übermitteln. Deshalb sind andere Wege von Wichtigkeit, die zur Aufklärung des Lebens in jener Urzeit beitragen. H. Brockmann-Jerosch hat nun die Volkstunde herangezogen, um aus den Sitten und Gebräuchen von Volksstücken in abgelegenen Wohngebieten die Frage nach den ältesten Nutzpflanzen zu klären. Ueber die von ihm gewonnenen Ergebnisse berichtet die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“. Die Völker haben sich im Urzustande weniger von der Jagd, als von gesammelten Pflanzen ernährt. Es wurden Blätter, Knospen, Wurzeln, Knollen gesammelt und dienten als Hauptnahrung. Auf Grund der alten Volksbräuche können wir noch solche vorzeitlichen Kulturpflanzen feststellen. Besonders müssen die Mehl- und Vogelbeeren früher viel mehr gegessen worden sein als heutzutage. Diese nützlichen Bäume wurden auch schon in früherer Zeit geschnitten und an günstigere Stellen verpflanzt. Auch die Eiche mag früh nicht nur ein wichtiger Nutz-, sondern auch ein Kulturbaum gewesen sein, da die Eichel wertvolle Mehlernahrung lieferten. Daraus läßt sich die besondere Verehrung der Eiche durch die Germanen erklären, denn es ist natürlich, daß Bäume, die Nahrung spendeten, dem primitiven Menschen als „heilig“ erschienen. Auf Beschädigung der Eichen war bei den alten Deutschen schwere Strafe gesetzt. Ebenso lieferten andere Bäume, wie Buche, Haselnuß und Schlehe, den vorgeschichtlichen Menschen des Lebens Notdurft. Diese Stellung verschiedener Raubbölzer wird zweifellos später zu größeren Anpflanzungen geführt und das frühe Landschaftsbild beeinflusst haben. Sodann müssen manche unserer Sümpfe und Wasserpflanzen zu den ältesten Naturpflanzen gehören. Wie jetzt noch hier und da, werden schon in frühester Zeit die getrockneten Wurzelstöcke des Schilfes und des Fieberklee, die jungen Triebe des Rohrkolbens, die mehrfachen Samen der Schwaden- oder Mannagröße, die Früchte der Wassernuß zur Nahrung verwertet worden sein. Andere Nutzpflanzen sind ehemals Ruderalpflanzen gewesen. Hierher gehört der Gute Heinrich,

dessen Blätter noch heute in der Schweiz zur Spinatbereitung benutzt werden, dann der Holunder und der Alpenampfer, die im Haushalt der Alpenbewohner mannigfache Verwendung finden. Eine besondere Kultur dieser Pflanzen war nicht nötig. Daß Unkrauter bisweilen zu Kulturpflanzen wurden, dafür ist der tatarische Buchweizen ein Beispiel, der in niederen Gegenden als ein lästiges, schwer auszurottendes Unkraut gilt, in höheren Teilen der Alpen und des Himalaja aber als Getreide angebaut wird.

Körpergröße und Klima. Die Körpergröße verringert sich durch Abgabe von Wärme nach außen. Diese Abgabe ist um so größer, je größer die Körperoberfläche ist. Allein es ist ganz besonders zu beachten, daß ein größeres Tier im Verhältnis zu seiner Masse, also im Verhältnis zu seiner Wärmeproduktion, eine kleinere Oberfläche hat als ein kleineres. Aus diesem Grunde, schreibt G. v. Burg-Olden in „Natur und Technik“, sind die im Norden lebenden Tiere in der Regel größer als die südlich lebenden: russische Hasen wiegen z. B. 5 Kilogramm, schweizerische 3,5 Kilogramm; die Beispiele sind leicht zu vermehren namentlich auch bei der Vogelwelt. Ein anderes Moment fällt ebenfalls wesentlich in Betracht: die Herzgröße. Im allgemeinen haben Gebirgstiere ein verhältnismäßig größeres Herz als Talbewohner, kleinere Tiere ein größeres als große Arten, Vögel ein größeres als Säuger. Die kleinen Tiere haben eben eine größere Wärmeabgabe und brauchen mehr Wärmeersatz durch Stoffwechsel. Die lebhaften Tiere haben bei gleicher Körpergröße ein größeres Herz als die zu weniger Bewegung neigenden; der Hase hat ein Herzgewicht von 8,78 Proz. des Körpergewichtes, das Bildlammchen dagegen hat bloß 2,98 Proz. Herzgewicht.

Völkerkunde

Genauere Verwandtschaftsverhältnisse. Ein Onkel kann sein der Bruder des Vaters oder der Bruder der Mutter, eine Tante die Schwester des Vaters oder der Mutter. Wir machen darin keinen Unterschied, aber bei den alten Römern hatte man für diese Beziehungen ganz verschiedene Namen: amita (englisch aunt, Tante) war die Vaterschwester, matertera die Mutterschwester; der Vaterbruder hieß patruus, der Mutterbruder avunculus (davon Onkel). Merkwürdig ist, daß gerade einige Naturvölker diese Unterschiede äußerst genau beachten. Bei den Basongo in Westafrika, teilt Professor de Jonghe von der Löwener Universität mit, darf ein junger Mann seine Kusine nicht heiraten, wenn sie die Tochter der Tante mütterlicherseits ist, dagegen darf er die Tochter des Onkels von der mütterlichen Seite heiraten. Er darf ferner heiraten die Tochter der Tante väterlicherseits, nicht aber die Tochter des Onkels mütterlicherseits. Das hängt mit gewissen Vorstellungen von einem Clannwesen innerhalb des Volkes und Stammes zusammen, wie es sich u. a. bei australischen Ureinwohnern fand, als diese noch ihr ursprüngliches Leben lebten. Reste des Mutterrechts spielen hinein. Die Tante mütterlicherseits und deren Tochter gelten für nähere Verwandte als die Tante väterlicherseits und deren Tochter; die eine Kusine gehört demselben Clan an und soll deshalb nicht geheiratet werden, die andere gilt als fernerstehend und eignet sich deshalb zur Ehe.

Der Sieger von Recklinghausen.

